

Leseprobe aus:

Denis Johnson

In der Hölle



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Denis Johnson wurde 1949 als Sohn eines Besatzungs-offiziers der U.S. Army in München geboren. Die militärische Laufbahn seines Vaters führte ihn nach Tokio, Manila und in einen Vorort von Washington, D. C., wo er aufwuchs und zur Schule ging. 1969, mit zwanzig, war er an der Universität Iowa eingeschrieben, er belegte einen Kurs für kreatives Schreiben bei dem zu jener Zeit noch völlig unbekanntem Raymond Carver, einem hoffnungslosen Trinker, wie auch Johnson einer wurde. Im selben Jahr veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband, *The Man Among the Seals*. Im darauf folgenden wurde er zum ersten, aber nicht zum letzten Mal wegen seiner Alkoholsucht in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Als er entlassen wurde, trank er weiter und begann Drogen zu nehmen, «Heroin, Gras und alles an Pillen, was mir in die Finger kam». Acht Jahre lang lebte er als herumziehender Junkie mehr oder weniger auf der Straße. Die Geschichtensammlung *Jesus' Son*, die Johnson vierzehn Jahre später veröffentlichte, nährt sich aus Erinnerungen an diese Zeit.

«Ein LSD-Recke, ein berühmter Guru der <love generation>, lässt sich von einem Fernsehteam interviewen, gleich links neben den Geflügelkäfigen. Seine Augäpfel sehen aus, als hätte er sie aus einem Scherzartikelladen. Mir tut er bloß leid, dieser Außerirdische, und so mache

ich mir nicht klar, dass ich im Leben schon genauso viele Drogen genommen habe wie er», heißt es in der Geschichte *Notaufnahme*. Der erwähnte Guru könnte immerhin kein Geringerer als Timothy Leary sein. Doch während Leary eben ein Superstar war, war Johnson nichts weiter als ein ewig zugehörnter Herumtreiber. 1978 unternahm er den ernsthaften Versuch, clean zu werden. In diese Zeit fällt ein spirituelles Erlebnis, eine Epiphanie. Stark habe er die Gegenwart Gottes empfunden, so Johnson, doch niemand weiß besser als er, dass auf dem Weg zurück zur Erde schon manchem Drogengehirn der Herr erschienen ist. Johnson hütet sich deshalb davor, die Offenbarung, die er erlebt hat, in Verbindung mit den konkreten Heilsbotschaften irgendeiner Kirche oder Sekte zu bringen. «Bestimmt gibt es viele Christen, die glauben, dass ich zur Hölle fahre, wenn ich sterbe», sagt Johnson. Gleichwohl beziehen sich alle seine Texte, die bevölkert sind von Engeln und wiederauferstandenen Toten, Heiligen und Sündern, in der einen oder anderen Weise auf die Bibel.

Die literarische Ausbeute von Johnsons zehnjährigem Delirium war überschaubar: einige wenige Gedichte und zwei Kurzgeschichten. Der Wunsch, durch Drogen zum Künstler zu mutieren, hatte sich nicht erfüllt. Nüchtern wandte sich Johnson nun einem Romanstoff zu, den er im Rausch als Student einige Jahre zuvor begonnen hatte. Daraus wird sein erster Roman *Angels*, der 1983 erscheint.

Angels erzählt die Geschichte einer Mutter von zwei Kindern, die auf der Flucht vor ihrem gewalttätigen und

halb wahnsinnigen Mann von Oakland nach Pennsylvania eine Odyssee unter Ausgestoßenen, Verbrechern, Drogenabhängigen und Gestrandeten erlebt.

Am Ende landet sie, zugrunde gerichtet von Alkohol und Drogen, in der Psychiatrie. ««Sie müssen sich um einen regelmäßigen Tagesablauf bemühen», sagte die Schwester in vertraulichem Ton. «Klar, leck mich», sagte Jamie. Es tat ihr leid, dass sie so redete, aber es musste sein. Man brauchte ja nur die Nachrichten zu hören, um zu erkennen, dass die Welt in Stücke ging. Sie hatte keine Ahnung, was aus der Mitte der Dinge hervorbrechen würde, wenn die Zeit erst gekommen war.»

Das Buch wurde kein großer kommerzieller Erfolg, brachte Johnson aber immerhin zwei Preise, glänzende Kritiken und öffentliches Lob von Philip Roth und Don DeLillo ein. Auf *Angels* folgten in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Romane *Fiskadoro*, *The Stars at Noon*, *Resuscitation of a Hanged Man* und *Already Dead*, außerdem die Geschichtensammlung *Jesus' Son*, die Novelle *Train Dreams* sowie mehrere Gedichtbände.

Angefangen mit *Angels*, erschafft Johnson in seinen Büchern eine düstere Welt, in der auf nichts Verlass ist. Das ständige Ringen seiner Figuren mit ihrer unzuverlässigen und brüchigen Wahrnehmung ist der eigentliche Gegenstand seiner Prosa. Sie alle hängen nur noch mit einem einzigen seidenen Faden an ihrer menschlichen Existenz, und je aussichtsloser ihre Lage, desto entschlossener klammern sie sich an ihn. Im Besingen ihrer grauenvollen Angst, die immer nur heißt: totale Selbstauflösung, völliger Verlust des Ich, gelingen John-

son Sätze, Bilder und Szenen von lyrischer Schönheit, die in oft bizarrem Verhältnis zu ihrem Inhalt stehen.

Mit seinen literarischen Arbeiten konnte Johnson seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten, also nahm er 1988 die Einladung von *Esquire* an, als Reisereporter auf die Philippinen zu reisen. Im amerikanischen Magazinjournalismus ist es gute Tradition, Schriftsteller in die Welt zu schicken und sich überraschen zu lassen, was dabei herauskommt. In gewisser Weise wird sogar erwartet, dass der Autor die Grenzen des Journalismus überschreitet und eine Geschichte liefert, nicht nur einen Artikel.

In dieser Hoffnung wurde Denis Johnson von den Zeitschriften *Esquire*, *The New Yorker* und *The Paris Review* an einige der gefährlichsten Orte der Welt geschickt. Nach Liberia während des Bürgerkriegs, nach Somalia, als die letzten UN-Truppen das Land verließen, in den Irak während der Operation Desert Storm. An solchen Orten arbeiten gewöhnlich hochprofessionelle Journalisten; hellwache, durchtrainierte Menschen, die auf der Hut sind und für jedes Problem eine Lösung wissen. «Embedded» in jedem Sinn des Wortes. Was mögen sich die verantwortlichen Redakteure dabei gedacht haben, dorthin einen labilen Ex-Junkie zu schicken, der Mühe hat, seine fünf Sinne zusammenzuhalten und eher zu dunkler Lyrik als zu politischer Analyse neigt? Eine prekäre Versuchsanordnung, deren existenzieller Gefährlichkeit sich zumindest Johnson voll und ganz bewusst war, als er die Einladungen zu diesen Reisen annahm.

In der angelsächsischen Literatur gibt es einen zentralen von einer Afrikaerfahrung berichtenden Text, auf den sich alle anderen nach ihm entstandenen beziehen wie die Planeten eines Sonnensystems auf ihren Fixstern. Die Rede ist von Joseph Conrads *Heart of Darkness*. Diese schmale Erzählung hat den westlichen Blick auf den «dunklen Kontinent» so beispielhaft beschrieben wie nachhaltig geprägt, dass sie zur Metapher für unser Verhältnis zu dem, was wir die Dritte Welt nennen, schlechthin werden konnte. Francis Ford Coppolas *Apocalypse Now* etwa, das bis in die Einzelheiten Conrads Erzählung folgt, verlegt die Handlung nach Vietnam. Die Geschichte aber bleibt die gleiche: Ein scheinbar der Vernunft dienender, in Wirklichkeit selbst von Dämonen getriebener weißer Mann dringt weiter und weiter in die Finsternis vor, der Quelle des Wahnsinns entgegen, und er begegnet ihr schließlich in Gestalt jenes sagenumwobenen Colonel Kurtz, der die Köpfe der von ihm Enthaupteten auf Palisaden spießen und um sein Lager herum aufstellen lässt.

Die in dem vorliegenden Buch versammelten Texte, eher Erzählungen denn Reportagen, berichten von drei Aufenthalten Denis Johnsons in Liberia und in Somalia, und jeder der Texte hat seinen Colonel Kurtz, dem Johnson auf der Spur ist. In *Bürgerkrieg in der Hölle* ist es Prince Johnson, ein liberianischer Rebellenführer, der mit seiner Reggae-Band vor internationalen Journalisten auftritt, bevor er ihnen auf Video zeigt, wie er und seine Männer den gestürzten Präsidenten Samuel K. Doe zu Tode foltern. In *Ein Anarchisten-Führer durch Somalia*

ist es der Warlord Mohamed Farah Aidid, der ein Mörder an pakistanischen UN-Soldaten befohlen hat. Und in *Die Kindergarde* ist es Charles Taylor, selbst ernannter Präsident Liberias, von seinen Landsleuten «Charles, der Schlächter» genannt. Insbesondere der letzte Text mit seiner langen, erst ganz zum Schluss erfolgreichen Suche nach Taylor und den niederschmetternden Wendungen, die sich daraus ergeben, rekuriert auf *Heart of Darkness*, ohne sich freilich darin zu erschöpfen.

Bürgerkrieg in der Hölle, der erste und kürzeste der drei Texte, der noch am ehesten versucht, journalistischen Gepflogenheiten zu folgen, berichtet von der Zeit unmittelbar nach dem Ende des liberianischen Bürgerkriegs im September 1990. Der Berichterstatter hält sich hier ganz im Hintergrund, es gibt keinen Ich Erzähler, keinen direkten Hinweis auf Denis Johnson, den Schriftsteller. Anscheinend hatte er sich vorgenommen, die Sache professionell anzugehen, eben nicht labil zu sein, sich zu beweisen. Die Gelegenheit dazu wurde ihm geboten.

Liberia ist ein kleines Land an der afrikanischen Westküste, im Westen grenzt es an Sierra Leone, im Norden an Guinea, im Osten an die Elfenbeinküste. Es ist etwa hunderttausend Quadratkilometer groß und zählt um die drei Millionen Einwohner, von denen etwa fünfhunderttausend in der Hauptstadt Monrovia leben.

1816 verabschiedete der US-Kongress eine Charta, mit der die Rückführung befreiter Sklaven nach Afrika beschlossen wurde. Die «American Colonization Society», man beachte den Namen, war beauftragt, diese «Befrei-

ungsaktion» durchzuführen. 1821 gründete sie Monrovia, benannt nach James Monroe, dem Präsidenten der USA, auf einem Teil von Sierra Leone, der zuvor England für einen moderaten Preis abgekauft worden war. Dieses Stück Land, das von den Stämmen der Mandingo, Gio, Mano und Krahn bevölkert war, wurde 1841 von der US-Regierung mit einer Verfassung nach US-amerikanischem Vorbild beschenkt, ohne dass die Mandingo, Gio, Mano und Krahn je danach gefragt hätten.

1847 erklärte der erste liberianische Kongress mit dem Segen der US-Regierung seine Unabhängigkeit. Joseph J. Roberts, der bisherige Gouverneur, wurde erster Präsident des Landes. Die politische Macht teilten sich die aus den USA eingewanderten befreiten Sklaven, etwa fünfzigtausend «Amerikoliberianer», die das Land die nächsten hundertdreißig Jahre lang beherrschen sollten. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden den US-amerikanischen Reifenherstellern Firestone und Goodrich große Teile des Staatsgebietes für Gummiplantagen auf neunundneunzig Jahre überlassen, und als in den vierziger Jahren Erz- und Diamantvorkommen entdeckt wurden, erfolgte deren Abbau ebenfalls durch US-Firmen. Johnsons Ansicht, Liberia sei nie kolonisiert worden, lässt sich, so betrachtet, kaum aufrechterhalten. Immerhin verstanden es die USA jedoch, ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen so zu verbinden, dass sie, wie Johnson schreibt, noch heute «geradezu mystische Verehrung» genießen.

1971 wurde William R. Tolbert liberianischer Präsident. Er gehörte wie all seine Vorgänger seit 1883 der ame-

rikoliberalen «True Whig Party» an. Als Tolbert 1979 die Steigerung des Reispreises verkündete, führte dies zu Demonstrationen, die sich bald auch gegen die amerikoliberalen Bevormundung richteten. Das Militär putschte, und am 12. April 1980 übernahm Hauptfeldwebel Samuel K. Doe die Macht, indem er Präsident Tolbert und die meisten Angehörigen von dessen Regierung ermordete. Doe suspendierte die Verfassung und machte sich selbst zum Alleinherrscher über das Land. Da Liberia militärisch, geheimdienstlich und wirtschaftlich für die USA nach wie vor von Bedeutung war, vollzog US-Präsident Ronald Reagan den Schulterschluss mit dem neuen Herrscher Doe, der, nachdem er seine politischen Gegner umgebracht oder ins Gefängnis geworfen hatte, 1985 eine neue Verfassung (wiederum nach US-amerikanischem Vorbild) erließ, um wenig später «frei und demokratisch» zum Präsidenten gewählt zu werden. Putschversuche, von denen es in der Folgezeit mehrere gab, beantwortete er mit Massakern an der Zivilbevölkerung. Während der Regierungszeit Does kamen Wirtschaft und Handel weitgehend zum Erliegen.

1990 begann eine Rebellenbewegung unter Führung von Charles Taylor einen Guerillakrieg gegen Doe. Zwar gab es eine westafrikanische Friedensstreitmacht unter der Führung von Nigeria, doch Taylors Verbündetem Prince Johnson gelang es, Doe gefangen zu nehmen und zu töten. Die Macht konnte er dennoch nicht an sich reißen, weil sich die Rebellen mittlerweile in mehrere Lager gespalten hatten. Sein größter Widersacher wurde Prince Johnson.

Aus dieser Zeit, September 1990, stammt die erste Momentaufnahme Denis Johnsons aus Liberia. Er wohnt der monströsen «Pressekonferenz» Prince Johnsons bei, der zusammen mit seiner Reggae-Band «Rivers of Babylon» spielt, jene Vertonung des 137. Psalms der Bibel, dessen kaum bekannter Schluss lautet:

«Tochter Babel, du Zerstörerin!
Wohl dem, der dir heimzahlt, was du uns getan hast!
Wohl dem, der deine Kinder packt
Und sie am Felsen zerschmettert!»

Man darf annehmen, dass Prince Johnson und seine Leute die Legitimation für das, was sie anschließend per Video auf der Pressekonferenz vorführten, aus diesem Psalm herleiteten. Was uns Denis Johnson vorführt, ist eine Szenerie blanken Horrors, von der man annehmen sollte, sie erschüttere die Welt. Dass sie es nicht tut, nimmt Denis Johnson nicht zum Anlass für moralische Anklage, sondern für die Fragen: «Wo liegt Liberia? Kümmert es da draußen irgendwen?» Die Wucht seines ersten Berichts aus der Hölle ergibt sich daraus, dass wir diese Fragen, wenn wir ehrlich sind, mit Nein beantworten müssen.

Während das Schicksal Liberias nie ins Zentrum der Weltnachrichten geriet, stand Somalia während des UN-Einsatzes in den frühen Neunzigern international im Fokus. 1991 wurde der Diktator Siad Barre gestürzt, der das Land seit 1969 regiert hatte, nachdem die bri-

tisch-französische Kolonialherrschaft 1960 aufgehoben worden war. Nach Barres Ende konnte sich keine der rivalisierenden Bürgerkriegsparteien durchsetzen – ein Zustand, der bis heute andauert und das ohnehin arme Land, dessen einziger nennenswerter Wirtschaftszweig die Viehzucht darstellt, völlig ausblutet.

Somalia war wie Liberia ein strategisch wichtiger Punkt auf der Landkarte, wenn auch aus anderen Gründen. Dass sich Diktator Barre nach 1990 nicht mehr an der Macht halten konnte, lag vor allem an der Kürzung der Mittel, die ihm die USA bis dahin zur Verfügung gestellt hatten. Während des Kalten Krieges unterhielten die USA wichtige Militärstützpunkte in Somalia, die sie nun nicht mehr benötigten.

Nach Barres Sturz hörte der somalische Staat de facto auf zu existieren, zwölf Warlords mit ihren Stämmen teilten das Land unter sich auf. Im August 1992 traten die Vereinten Nationen auf den Plan. Mit einer Hilfsaktion unter US-amerikanischer Führung sollten zwei Millionen hungernde Menschen mit Lebensmitteln versorgt werden. Einige Zeit gelang es den UN-Truppen, sich aus den Kämpfen herauszuhalten, zumal die Warlords Ende 1992 zum Frieden aufgerufen hatten. Als jedoch 1993 Anhänger des Clanführers Mohamed Farah Aidid dreiundzwanzig pakistanische UN-Soldaten ermordeten, eskalierte die Situation. Es kam zu Kampfhandlungen zwischen rivalisierenden Banden und UN-Soldaten, bei denen auch Somalier getötet wurden. Der Zorn der somalischen Bevölkerung richtete sich in der Folge mehr und mehr gegen die Amerikaner. In Erinnerung sind die

Bilder der nackten, geschändeten Leichen der U.S. Marines Master Sergeant Gary I. Gordon und Sergeant First Class Randall D. Shughart, die am 3. Oktober 1993 von einer aufgebrachten Menge durch die Straßen Mogadischus geschleift wurden. Die UN-Mission wurde mit dem Abzug sämtlicher Blauhelme im März 1995 erfolglos abgebrochen.

Kurz zuvor, im Februar desselben Jahres, reist Denis Johnson nach Somalia und trifft auf Mohamed Farah Artran, genannt Billeh, einen Offizier ebenjenes Mohamed Farah Aidid, der das Massaker an den pakistanischen UN-Soldaten 1993 zu verantworten hat.

Ein Anarchisten-Führer durch Somalia ist formal wesentlich freier, wenn man so will «literarischer» als *Bürgerkrieg in der Hölle*. Drogen spielen, wie bei Johnson sonst auch, in diesem Text eine große Rolle, es geht um *greenleaf*, *chaht* oder *khat*, das letzte Handelsgut Somalias, das jedermann kaut, der seiner habhaft wird. Johnson schreibt abwechselnd in der ersten und in der dritten Person und nützt Letztere, um sich und seine Rolle als Journalist/Schriftsteller/Amerikaner zu persiflieren. «Der Amerikaner, eine Art Schriftsteller, gibt sich im Moment für einen deutschen Brunnenmechaniker aus. Die Somalier mögen Wasser, und sie mögen die Deutschen. Sehr viel lieber als die Amerikaner jedenfalls.» Und: «Ziel des Amerikaners: die UN-Truppen verabschieden und als letzter ausländischer Journalist in Mogadischu bleiben. Billehs Ziel: dem Amerikaner Cash aus der Tasche ziehen und sein Gesamtvermögen umtopfen.»

Johnson gelingt es meisterhaft, die Mischung aus Furcht

und Gereiztheit, notgedrungenem Vertrauen und Ver-
rat, Abenteuerlust und Abhängigkeit von unklaren, un-
durchdringlichen Verhältnissen, die jeden befällt, der
auf einer derartigen Reise unterwegs ist, ins Bild zu
setzen. Der Leser spürt, dass er von den Ereignissen
des Jahres 1993 traumatisiert ist, auch wenn er sie nicht
selbst erlebt hat, denn ihre Nachwirkungen sind über-
all spürbar. Und jede Skepsis ist berechtigt, denn «so
läuft das hier in Afrika, was getan wird, ist das Ergebnis
von Überlegungen, die mit Logik und Zweckmäßigkeit
nicht das Geringste zu tun haben. Wo Logik und Zweck-
mäßigkeit in Ungnade fallen, breitet sich die mystische
Autorität subtilerer Interessen aus wie berauscher
Weihrauch, und alles wird aus Gründen getan, die nie-
mand versteht.»

Natürlich ist das ein typisch weißer, typisch westlicher
Blick auf die Sache, der sich Generalisierungen erlaubt,
die schlichtweg nicht erlaubt sind. Das beginnt damit,
dass «Afrika» ein Kontinent ist und sich angesichts sei-
ner Größe, der Vielzahl und Unterschiede seiner Kultu-
ren, Länder und Bewohner so gut wie gar nichts Zutref-
fendes über den Afrikaner und Afrika im Allgemeinen
sagen lässt. Denis Johnson weiß das. Am Ende allerdings
glaubt er, dass es sich nicht nur für Afrika, sondern auch
für den Rest der Welt so verhält. «Sie wankt und brö-
ckelt, aber noch steht sie, jene Massenhalluzination der
Menschheit: die Vision eines Planeten vereinter Natio-
nen, der große Irrglaube, dass der Nationalstaat nur jetzt
noch nicht funktioniert, eines Tages aber funktionieren
wird und dass die Regierungen, die in jedem Jahr des

zwanzigsten Jahrhunderts durchschnittlich eine Million Zivilisten getötet haben, anstatt sie, wie es angeblich ihre Absicht war, zu schützen und ihnen zu dienen, ihre Kriege irgendwann beenden werden.»

Den Höhepunkt der vorliegenden Sammlung stellt wohl *Die Kindergarde* dar. Diese Geschichte reflektiert das Ungenügen unseres Blicks auf Afrika so entwaffnend wie möglicherweise zu seiner Zeit Conrads *Heart of Darkness*. Hier wie dort erweist sich unvermutet der Erzähler als moralisch problematische Figur, doch Johnson wählt, anders als Conrad, am Anfang den Tonfall der Komödie, den er so lange beibehält, bis er unversehens der Tatsache ins Auge blicken muss, dass er längst Teil, ja Ursache der unheilvollen Ereignisse geworden ist, die er nur zu beobachten und zu beschreiben wünschte.

Wir befinden uns im Jahr 1992, und Johnson wird vom *New Yorker* eingeladen, noch einmal nach Liberia zu fahren, weil er dort schon zwei Jahre zuvor gewesen ist. Diesmal soll er den selbst ernannten Präsidenten treffen, jenen Charles Taylor, der in den vergangenen zwei Jahren den Kampf um die Vorherrschaft in Liberia gegen Prince Johnson für sich entschieden hat. Obwohl es Denis Johnson gelungen ist, sein chaotisches Leben in eine bürgerliche Idylle in Idaho mit Frau, Kindern, Haus und einem festen Einkommen zu verwandeln, begibt er sich auf diese Reise, ohne einen besseren Grund dafür, als möglicherweise «aus der Höhle des Löwen» nicht genügend mitgebracht zu haben.

Der Mann, den er treffen soll, ist ein Monster. In einem

Prozess, der im April 2006 in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, begonnen wurde und auf Antrag Großbritanniens im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in die Niederlande nach Den Haag verlegt werden soll, wird Taylor der Kriegsverbrechen angeklagt, die mehrere hunderttausend Menschen das Leben gekostet haben. Allein zweihundertfünfzigtausend waren es im liberianischen Bürgerkrieg. Seine «Small Boys Units» bekamen von ihm Waffen im Tausch gegen Diamanten. Sie waren berüchtigt dafür, ihren Gefangenen Hände und Füße abzuhacken. Taylor setzte sich nach grauenvollen Gemetzeln um die Vorherrschaft in Liberia im Jahr 2003 nach Nigeria ab, wo er bis zu seiner Verhaftung in feudalen Verhältnissen gelebt haben soll.

1992 stand Taylor noch ziemlich am Anfang seiner Karriere als Massenmörder. Es war unklar, ob er die alleinige Macht würde an sich reißen können, jedoch scheute er keinen Beweis seiner Entschlossenheit.

Viele Gräueltaten, die heute Gegenstand eines internationalen Gerichtsverfahrens sind, waren schon begangen, als Denis Johnson seine Reise antrat, aber noch nicht bekannt. Die surreale Ausgangslage – ein ehemaliger Junkie, heute Schriftsteller, Hochschullehrer und Familienvater in Idaho, wird losgeschickt, um einen der schlimmsten Massenmörder der Gegenwart zu besuchen und für eine Zeitschrift einen Erlebnisbericht darüber zu schreiben – richtet sich vor allem gegen Johnson selbst. Lange Zeit glaubt er, sein größtes Problem seien Einreiseformalitäten, Visumschwierigkeiten beim Grenzübertritt von der Elfenbeinküste nach Liberia. Doch damit liegt er auf ge-

radezu fatale Weise falsch. Am Ende wird er sagen: «Ich war hierhergekommen, an diesen Ort, und war nicht intakt genug oder hatte nicht genug reale Substanz, um seine Bedingungen zu akzeptieren.» Er sagt dies, als ihm klar geworden ist, dass seine Worte plötzlich über Leben und Tod von Menschen entscheiden, doch es ist noch nicht einmal möglich herauszubekommen, welche Worte einen Menschen retten könnten.

Am Ende seiner ersten Liberiareise fragte Johnson: «Wo liegt Liberia? Kümmert es da draußen irgendwen?» Bei seiner zweiten Reise erfuhr Johnson am eigenen Leib, dass jeder, der glaubt, mit den dortigen Verhältnissen nichts zu tun zu haben, schon in der Falle sitzt. Die Gleichgültigkeit «da draußen» hat die Verbrechen Charles Taylors erst möglich gemacht. Denis Johnson hat dies selbst erlebt, und, indem er darüber schrieb, das eindrucksvollste Mittel geschaffen, sie zu überwinden.